

Das heilsame Gemetzel

Wofür steht die blutigste Niederlage in der Schweizer Geschichte? Ein Gespräch zwischen den Historikern **André Holenstein** und **Markus Somm** über Ursachen und Folgen von Marignano.

Moderation Martin Beglinger

Bilder Simon Tanner

NZZ Geschichte: [Herr Somm, Sie schreiben ein Buch über die Schlacht von Marignano, die sich 2015 zum 500. Mal jährt. Was gibt es da noch Neues zu entdecken?](#)

Markus Somm: In den vergangenen Jahren wurde der Krieg als Gegenstand der Geschichtsschreibung vernachlässigt, besonders in der Schweizer Geschichte – dabei ist Krieg ein zentraler, grosser Stoff. Mir war nicht bewusst, wie viele Augenzeugenberichte über die Schlacht existieren: Das sind Kriegsreportagen aus der frühen Neuzeit. Wären wir Amerikaner, Hollywood hätte schon lange Dutzende von Filmen über Marignano gemacht. Beim Schreiben kommt mir immer wieder Mel Gibsons Braveheart in den Sinn: Diese verrückten, brutalen Schotten – sie haben viele Ähnlichkeiten mit den alten Eidgenossen.





Ihr jüngstes Buch, Herr Holenstein, heisst *Mitten in Europa*. Sie könnten sich wohl kaum vorstellen, ein Marignano-Buch zu verfassen.

André Holenstein: Ich würde Marignano nicht ins Zentrum stellen, sondern über die Epoche schreiben, und die war tatsächlich extrem interessant. Die damalige Eidgenossenschaft erlebte einen enormen politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungsschub. Ich würde mit den Burgunderkriegen, also den Schlachten von Grandson, Murten und Nancy 1476/77 beginnen und über Marignano hinausgehen, auch um dieser Schlacht ihre Finalität zu nehmen. Um Marignano zu begreifen, muss man spätestens in den 1470er Jahren einsetzen.

Somm: Selbstverständlich. Ich erzähle anhand dieser Schlacht hundert Jahre Schweizer Geschichte von 1450 bis 1550. Das ist eine Schlüsselzeit für die Schweiz. Zudem ist es eine sehr seltene Phase, in der die Eidgenossenschaft eine wichtige politische Rolle in der europäischen Geschichte spielt. Alle grossen Mächte schicken ihre Gesandten an die Tagsatzung nach Baden. Die Protokolle der Tagsatzungen haben ihren eigenen Charme.

Da liest man zum Beispiel: Der König von Frankreich will ein Bündnis, der Papst und die Venezianer wollen auch eines. Und dann kommt das nächste Traktandum: In Mülhausen ist ein Pferd gefunden worden, bitte abklären, wem das gehört! Das ist eine grandiose Mischung aus Weltpolitik und Kommunalpolitik.

Die Reisläuferei ist zentral in dieser Zeit. Die Eidgenossen haben hundert Jahre lang Europas Schlachtfelder dominiert. Wie haben sie das geschafft?

Holenstein: Es gibt eine Reisläufertradition von Männern aus dem schweizerischen Raum, die bis ins 13. Jahrhundert

Marignano

Im Kampf um die Vorherrschaft in Norditalien stehen sich am 13. und 14. September 1512 die Truppen des französischen Königs Franz I. und der Eidgenossen gegenüber, die ihrerseits das Herzogtum Mailand im Auftrag von Herzog Massimiliano Sforza verteidigen. 1513 hatte Frankreich noch in der Schlacht bei Novara gegen die Eidgenossen verloren, nun tritt Franz I. mit 30 000 Fusssoldaten und Bogenschützen, Reitern sowie 72 schweren Kanonen und 200 bis 300 leichten Geschützen an, um das Herzogtum Mailand zurückzuerobern. Dieses Heer trifft südwestlich von Mailand in Marignano auf 20 000 eidgenössische Krieger.

Die *Battaglia dei Giganti* endet mit einem Desaster für die Eidgenossen: 9000 bis 10 000 Krieger sterben. Die Gründe für die Niederlage: Erstens erhielt Franz I. im entscheidenden Moment 12 000 Mann Verstärkung von der verbündeten Republik Venedig. Zweitens war die französische Artillerie den mit Hellebarden und Langspiesen kämpfenden Eidgenossen überlegen. Drittens waren sich die Eidgenossen in Zielen und Taktik uneinig, was so weit ging, dass die Berner, Solothurner und Freiburger Krieger nur Tage vor der Schlacht mit dem französischen König aushandelten, gegen die Abfindung von einer Million Kronen gar nicht erst zum Kampf anzutreten. Im Lager der verbleibenden Orte waren die Truppenführer für den Frieden, die Gemeinden der Krieger jedoch für die Schlacht. (Quelle: Historisches Lexikon der Schweiz, HLS)

zurückreicht, zum Beispiel in der Lombardei. Zunächst lag man einfach geografisch günstig: Die grossen Kriege fanden vor der Haustüre der Eidgenossen statt, namentlich in Oberitalien. Dann bewährte sich ihre infanteristische Gefechtstaktik im Niedergang der Ritterheere. Ihre Überlegenheit haben sie vor allem in den Burgunderkriegen demonstriert – in Murten und Grandson –, und das war beste Werbung. Machiavelli hat die Eidgenossen als Auferstehung der alten Römer bejubelt – bis sie dann in Italien für Unruhe sorgten. Von da an wollten alle auf diesen interessanten Markt.

Wie war dieser Reisläufermarkt organisiert?

Holenstein: Jahrzehntlang ohne jede staatliche Kontrolle. Die Obrigkeit hatte das nicht im Griff. Die Reisläufer laufen beliebigen Kriegsherren zu, Hauptsache, sie zahlen. Zahlt einer nicht mehr, dann wechseln die Reisläufer die Seite. In der Schlacht bei Murten kämpften auch Eidgenossen für Karl den Kühnen. Kaum waren die Burgunderkriege vorbei und die Reisläufer quasi arbeitslos, heuerten sie sowohl bei den Habsburgern wie bei den Franzosen an. Die Jahre 1470 bis 1520 waren durch den Versuch geprägt, diese chaotische Reisläuferei irgendwie zu disziplinieren. Ein wichtiger Effekt von Marignano war, dass es durch die Allianz mit den Franzosen – dem Ewigen Frieden im Jahr 1516 – gelingt, den Markt einigermaßen abzusichern. Denn die Obrigkeiten merkten, dass sie diesen Söldnermarkt unter Kontrolle haben mussten, um von ihm zu profitieren. Wenn ihre Söldner jedem beliebigen Kriegsherrn zulaufen, können sie schlecht gleichzeitig mit einem Fürsten über neue Allianzverträge verhandeln.

André Holenstein, Jahrgang 1959, ist Professor für ältere Schweizer Geschichte und vergleichende Regionalgeschichte an der Universität Bern. Er gehört dem wissenschaftlichen Beirat von *NZZ Geschichte* an.

Markus Somm, Jahrgang 1965, ist Chefredaktor und Verleger der *Basler Zeitung*. Er hat in München, Zürich und Bielefeld Geschichte sowie in Harvard Politikwissenschaften studiert.

Somm: Es ist auch ein innenpolitisches Problem. Nach Marignano kam es in der Zürcher Landschaft zu Aufständen gegen die Reisläuferei. Das Reislaufen wirkte wie eine Droge. Die jungen Eidgenossen – sie waren 16 oder 18 – verdienten unerhört viel Geld damit.

Falls sie lebend nach Hause kamen.

Somm: Oder sie kamen völlig verroht zurück, weil sie in den Kriegen geplündert und vergewaltigt hatten. Diese Veteranen waren kaum mehr zu integrieren. Zweitens sahen immer weniger Angehörige ein, warum man in Italien ster-

ben oder mit einem Bein weniger heimkehren sollte – nur für die Pensionen von ein paar reichen Herren. Also wurde rebelliert. Hinzu kommt – auch dies ein wichtiger Effekt von Marignano –, dass die Franzosen dank der Allianz für die Eidgenossenschaft ein stehendes Heer organisiert haben.

Holenstein: Und die Franzosen haben es auch bezahlt.

Somm: Was dazu führte, dass die alte Eidgenossenschaft selber nie ein stehendes Heer unterhielt, und das wiederum ist ein wesentlicher Grund, warum sich die liberale Bewegung im 19. Jahrhundert durchsetzen konnte. Monarchien hingegen hatten immer stehende Heere, mit denen jede Revolte niedergeschlagen wurde. Warum waren die Eidgenossen im 15. Jahrhundert so kriegstüchtig? Es muss mit den Clan-Strukturen zu tun haben, wie sie damals in den Alpen noch bestanden. Ähnlich schlagfertig waren nur die Schotten oder die Waliser – wohl aus dem gleichen Grund. Solidarität untereinander entschied eine Schlacht.

Dann zogen also halbe Dörfer in den Krieg?

Somm: Es gingen ganze Dörfer – oder Zünfte wie in Zürich. Die kannten sich alle untereinander, zum Teil waren sie gar verwandt.

Holenstein: Das führt genau zu den Problemen, die in die Katastrophe von Marignano münden. Weil es kommunal zünftisch organisierte Verbände waren, war es für die Innerschweizer ein Leichtes, in Oberitalien rasch eine Landsgemeinde zu organisieren.

Eine Landsgemeinde mitten auf dem Schlachtfeld?

Somm: Ja. Mitten auf dem Feld hielt man jeweils eine Art Landsgemeinde ab, eine sogenannte Kriegergemeinde, um zu beschliessen, ob man nun in die nächste Schlacht ging oder nicht. Marignano wurde auch deshalb zum Debakel, weil sich die Truppenführer nicht einigen konnten. Es war die Kriegergemeinde, die bestimmte.

Holenstein: Es ist ja schon erklärungsbedürftig, dass jene Schicht, die die Reisläufer stellt, auch dagegen rebelliert. Diese Aufstände, die es vor allem 1513 bis 1516 in den Kantonen Bern, Luzern, Solothurn und Zürich gab, waren Auf-

stände der Geschädigten dieses Business. Aufstände auch der Daheimgebliebenen, die die Arbeit zu Hause verrichten mussten. Die Höfe, Handwerks- und Gewerbebetriebe mussten weitergeführt werden. Doch es gab Väter und Söhne, die entweder gar nicht mehr oder als Krüppel zurückkamen. Bauern haben ihre Söhne und Knechte verloren, Handwerksmeister ihre Gesellen. Der Mangel an Arbeitskräften schuf riesige Probleme, abgesehen vom politischen Zündstoff.

Es verdingten sich nicht nur jene, die keine anderen Möglichkeiten als den Krieg hatten?

Holenstein: Im Gegenteil! Es war auch ein grosser Teil der Elite dort. In Marignano waren nebst Handwerkern und Bauern auch Ammänner und Leute aus den besten Familien. In Marignano fiel ein Drittel der Zürcher Ratsherren. Übrigens war auch der König von Frankreich mitten im Schlachtgetümmel und wurde schwer verletzt.

Somm: Sie betonen das zu Recht, Herr Holenstein. Eine Ursache des Fiaskos in Marignano war die Demokratie. Es gab nicht nur Landsgemeinden zu Hause, sondern auch in der Armee. Zunächst hielten die Hauptleute Kriegsrat, in dem jeder Ort vertreten war. Schon hier konnte man sich nicht verständigen, weil die Zürcher und Zuger sich zurückziehen, die Innerschweizer aber unbedingt bleiben wollten. Die Hauptleute konnten sich nicht durchsetzen, worauf die Entscheidung zurück in die Kriegergemeinden ging und die Innerschweizer erneut die Schlacht verlangten.

Holenstein: Während die Berner, Freiburger und Solothurner schon längstens auf dem Weg nach Hause waren.

Somm: Sie waren zu direktdemokratisch. Die Franzosen haben sich ja furchtbar über die unberechenbaren Eidgenossen geärgert, die mitten im Krieg plötzlich wieder eine Vollversammlung abhielten.

Holenstein: Oder Soldverhandlungen forderten!

Somm: Sie waren recht gewerkschaftlich orientiert...

Wie fanden die Reisläufer den Weg auf die Schlachtfelder?

Holenstein: Das musste organisiert werden und wurde zu einer grandiosen Chance für den niederen Adel, der unter grossem wirtschaftlichem Druck stand, weil seine Grundherrschaften immer weniger mit der Geldwirtschaft mithalten konnten. Nun gab es reihenweise Adelige, die dank dem Reisläuferbusiness zu wirtschaftlicher Stärke zurückfanden, weil die Kriegsherren sie dafür fürstlich bezahlten. Das war eine riesige Geldquelle. Den grossen Reibach machen die Adligen und soziale Aufsteiger wie Hans Waldmann, die das alles organisierten. Deshalb gibt es dann auch Verwerfungen wie im Könizer Aufstand 1513, wo sich der Sohn eines Berner Kleinrates nicht scheute, dem König von Frankreich – damals ein Feind der Eidgenossen – tausend Mann zuzuführen. Es war ein tolles Geschäft für ihn. So viel zum Thema eidgenössische Loyalität.

Somm: Nach den Burgunderkriegen will halb Europa die Eidgenossen anwerben, es fliessen immense Summen in die Schweiz, was das ganze Land korrumpiert. Fast jeder Ratsherr erweist sich als käuflich. Einmal zahlen die Franzosen, dann die Habsburger oder der Papst. Dass die Berner Marignano vorzeitig verliessen, hatte wohl auch mit Besteuerung zu tun.

Holenstein: Was heisst da Besteuerung? Der König von Frankreich hat ein Friedensangebot an alle Kantone und nicht nur an die Berner gemacht – ein hochattraktives Angebot, das viel Cash einbrachte. Zudem waren die Berner nicht an diesen Tessiner Vogteien interessiert, sondern an Genf, Savoyen und der Waadt. Weshalb sollten die sich für die Innerschweizer und ihre Handelsrouten nach Mailand prügeln?

Somm: Das beruhte auf Gegenseitigkeit. Wenn es gegen den Westen ging, machten die Innerschweizer nicht mit. Als die Eidgenossen Dijon erobert hatten und Frankreich in der Defensive war, verzichteten sie auf jede Annexion. Niemand in der Innerschweiz oder in Zürich gönnte den Bernern

Der Ewige Friede

Nach der Niederlage von Marignano dauert es ein gutes Jahr, bis die Verhandlungen zwischen den Eidgenossen und dem siegreichen König Franz I. zu einem unbefristeten Friedensvertrag zwischen den Dreizehn Orten und ihren Zugewandten (Abt und Stadt St. Gallen, Drei Bünde, Wallis und Stadt Mülhausen) führen. Damit geben die Eidgenossen ihre Ansprüche auf das Protektorat über Mailand faktisch auf. Der grosszügige Sieger Franz I. sichert ihnen Pensionen und freien Handel zu und offeriert den Eidgenossen auch 300 000 Kronen für ihre «ennetbirgischen Vogteien».

Letzteres lehnen sie ab. Auf diese Weise gelangt der spätere Kanton Tessin an die Eidgenossenschaft. Der Ewige Friede ist ein wichtiger Schritt zum Soldbündnis mit Frankreich im Jahr 1521. Die Allianz zwischen den Eidgenossen und Frankreich bleibt die zentrale aussenpolitische Konstante bis 1792. (Quelle: HLS)

mehr Land. Wegen des Kantönligeistes blieb die Schweiz klein und wurde nie eine Grossmacht.

Holenstein: Den Zug nach Dijon machten sie aber nicht aus eigenem Antrieb, sondern auf Geheiss des Habsburgers Maximilian, der endlich den französischen König in dessen eigenem Königreich schwächen wollte. Und was macht der Gouverneur von Dijon, um die Belagerung seiner Stadt zu beenden? Er bietet den Eidgenossen eine gigantische Entschädigung für den Kriegszug an, und sie können überdies Mailand, Asti und Cremona behalten, worauf sie sich hochzufrieden zurückziehen.

Was sich deutlich zeigt: Die Eidgenossen sind damals durch militärische Potenz und gleichzeitig politische Impotenz geprägt.

Holenstein: Es gibt keine übergeordnete Gewalt für einen Ausgleich. Deshalb überwiegt die Interessenpolitik. Die wenigen Male, als die Kantone sich einig waren, wurden zwar in der späteren Geschichtsschreibung stets hoch als nationale Strategie gelobt, doch in der Regel waren sie sich nicht einig.

Somm: Sie waren sich nie einig! Die Eidgenossenschaft kam nur zustande, weil jeder einzelne Ort möglichst viel Autonomie wollte. Im Zweifel war der einzelne Ort wichtiger als das Ganze.

Holenstein: Ein bisschen wie heute in der EU.

Somm: Nur hat die EU keinen Krieg geführt. Aber es ist doch bemerkenswert, dass die Eidgenossen trotz ihrer Zerstrittenheit hundert Jahre lang militärisch fast unschlagbar waren. Und nach der ersten grossen Katastrophe in Marignano sagen sich die Eidgenossen allerdings sehr schnell: Grossmachtpolitik bringt nichts! Stattdessen schliessen wir jetzt einen guten Vertrag mit Frankreich ab.

Holenstein: Genau deshalb setze ich ein Fragezeichen hinter den Begriff Grossmachtpolitik. Er unterstellt eine strategische Kohärenz, die es nicht gab. Die Eidgenossen sind da eher in diese Politik hineingeschlittert, es ist ihnen wohl auch in den Kopf gestiegen, die monetären Verlockungen waren gross, und plötzlich stand man auf der grossen

Bühne und konnte nicht mehr zurück. Auf einmal war man Herr über die Lombardei.

Somm: Absolut, sie sind hineingeschlittert. Trotzdem verteidige ich den Begriff einer militärischen Grossmacht, weil sie erstens als solche behandelt werden, was sie überfordert, weil sie nie so rasch entscheiden können wie Fürsten und Könige. Und zweitens: So zerstritten sie intern auch ist, die Eidgenossenschaft tritt als politischer Akteur auf.

Kann man zu dieser Zeit schon von einer eidgenössischen Identität sprechen?

Somm: Ja. Die Quellen sprechen klar davon: Es gibt Franzosen, Mailänder, Venezianer – und die Eidgenossen.

Holenstein: Moment! Die Bildung dieser Identität ist ein komplexer Prozess von Fremdwahrnehmung und Selbststilisierung. Oft ist es der Blick von aussen, der diese Identität konstruiert. Im 17. Jahrhundert ist es der König von Frankreich, der von einem Corps Helvétique spricht. Die entscheidende Phase für die Entstehung eines eidgenössischen Zusammengehörigkeitsgefühls ist die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts, kulminierend im Weissen Buch von Sarnen, das der Eidgenossenschaft eine Gründungserzählung zurechtschreibt und sich gegen eine antieidgenössische Propaganda von habsburgischer Seite wehrt.

Somm: Identität entsteht immer durch beides: durch Fremdwahrnehmung und Selbstbeschreibung. Den Eidgenossen wurde nachgesagt, sie seien Sodomiten, seien weibisch, weil bei ihnen die Männer, nicht die Frauen melken, sie seien gottlos – und sie zerstörten den Adel. Dem stellten die Eidgenossen entgegen: Nein, wir sind sehr fromm, und ja, wir sind Bauern, aber edle Bauern!

Und die Eidgenossen drehten diese Zuschreibungen ins Positive.

Holenstein: Ja, wir Schweizer sind Weltmeister im Umdrehen von negativen Stereotypen.

Wurde diese Umwertung von den Gegnern akzeptiert?

Somm: Nein, sie wurde als Provokation wahrgenommen, das sieht man im Schwabenkrieg, als selbst der Kaiser eine überaus aggressive Propagandaschrift gegen die Eidgenossen verfasst. Sie waren der Schrecken des Adels. Der Begriff «Schweizer» war damals ein revolutionärer. Rebellierende süddeutsche Bauern riefen damals: «Wir wollen Schweizer sein!» Womit sie meinten: «Wir wollen frei sein und uns selbst regieren.»

Holenstein: 1525 gab es im Umfeld des Bauernkriegs ein Flugblatt mit dem Slogan: «Wer meret Schwytz – Der Herren gytz.» Der Feudalismus der Herren wurde also dafür verantwortlich gemacht, dass immer mehr Leute «Schweizer» werden wollten.

Somm: Es gibt eine klare kollektive Identität, die sich unter dem Begriff «eidgenössisch» zusammenfassen lässt. Eidgenössisch war, wer dem Bund der Eidgenossenschaft angehörte, einem Bund in Oberdeutschland, wie das auch hiess.

Holenstein: Es ist nicht ein Bund, es sind mehrere. Sie müssen aufpassen, dass Sie nicht in eine Nationalideologie des 19. Jahrhunderts zurückfallen. Es sind einfach zig Bündnisverträge. Und etwas muss ich hier noch loswerden angesichts dieser Lobeshymnen auf die kriegerische Tapferkeit der Eidgenossen.

Ja, bitte.

Holenstein: Diese Schweizer Krieger waren auch extrem brutal. Im Gegensatz zu den anderen Nationen machten sie keine Gefangenen, sondern schlachteten einfach alle ab. Mir gingen vor ein paar Jahren die Augen auf während einer Velotour durch die Waadt. In der Stadtkirche von Cossonay hängt eine Plakette, die an die Brutalität während der Burgunderkriege erinnert. 1475 fallen die Berner und Freiburger wie die Berserker in der Waadt ein, sie brandschatzen und morden. Das war nicht sehr freundeidgenössisch.

Somm: Übrigens auch nicht sehr geschäftstüchtig. Der Hass auf den Adel war grösser als die Aussicht auf den pekuniären Gewinn, den man aus Gefangenen hätte ziehen können. Doch die Behörden schrieben sogar vor, keine Gefangenen zu machen!

Holenstein: Man hat aber nicht nur den Adel, sondern auch den einfachen Bürger abgeschlachtet.

Kommen wir zur Deutungsgeschichte. Ist Marignano der Ausgangspunkt der Schweizer Neutralität?

Holenstein: Nein. 1536 überfallen die Berner und Freiburger die savoyische Waadt. Der Herzog von Savoyen hätte wohl grosse Mühe gehabt, dieses Verhalten als neutral zu betrachten. Marignano ist die Überführung eines schwierigen Aggregatzustandes von chaotischen Gewalt- und Söldnermärkten in einen organisierten Betriebsmodus. Es ist der Anfang einer neuen Verflechtung.

Somm: «Verflechtung» ist mir ein bisschen zu abstrakt. Die Eidgenossenschaft war kein Staat im modernen Sinne, aber durchaus ein politischer Akteur. Die Tagsatzung war keine Regierung, aber sie entschied auch über das Schicksal des Landes. Und was die Neutralität anbelangt, so sagt niemand, Marignano sei der Beginn der Neutralität gewesen.

Holenstein: Doch! Das ist Konsens in der vaterländischen Geschichtsschreibung.

Somm: Das müssten Sie mir erst zeigen. Das ist doch eine neue Mythenbildung. Neutralität aber hat eine wichtige Voraussetzung: Man verzichtet darauf, Partei zu nehmen, wenn andere Grossmächte Krieg führen. Genau das tat man nach Marignano. Man verzichtete auf eine eigene Rolle auf der europäischen Bühne.

Holenstein: Man muss vorsichtig sein mit den Begriffen. Ich wäre einverstanden mit der Formulierung, die Schweizer seien zu einer passiven Machtpolitik gezwungen worden – weil man die Erfahrung gemacht hat, dass man unfähig ist zu einer aktiven Machtpolitik.

Gab es den Begriff der Neutralität damals überhaupt?

Holenstein: Nein, er kommt erst im Laufe der Völkerrechtsentwicklung auf, wie Thomas Maissen gezeigt hat. Ich würde diese Begriffe ohnehin nie gebrauchen, weil sie in der vaterländischen Geschichtsschreibung so stark strapaziert wurden. Sie werden leider bis heute von gewissen Leuten hochgehalten. Und vor allem darf man nicht vergessen, was

in dieser Meistererzählung von Neutralität und Marignano verloren geht: Jahrhundertlang haben die Schweizer von der europäischen Machtpolitik profitiert.

Somm: Sie tun immer so, als seien wir Opfer der Weltgeschichte und keine Handelnden. Wir sind aber beides. Wir haben auch Entscheidungen getroffen. Ein Beispiel: Es war Zwingli, ein Gegner des Solddienstes, der kritisierte, wir hätten früher für unsere Freiheit gekämpft, heute aber nur noch für irgendwelche korrupten ausländischen Herren. Das war reine Innenpolitik, und es gelang ihm, eine Mehrheit der Zürcher Räte davon zu überzeugen.

Holenstein: Zwingli hat sich dann allerdings noch dafür eingesetzt, dass das protestantische Zürich die katholische Innerschweiz mit Krieg überzieht, in den Kappelerkriegen 1529 bis 1531.

Zwingli war ja als Feldprediger in Marignano. Sehen Sie einen Zusammenhang zwischen Marignano und der Reformation?

Somm: In den dreissig Jahren zwischen Burgunderkriegen und Marignano wird die Eidgenossenschaft durchgeschüttelt. Die Hälfte der jungen Generation geht ins Ausland, sie plündert, mordet und brandschatzt. Und dann kommt Zwingli, der als Feldprediger in Marignano gewesen war. Er fordert in Zürich eine Umkehr, eine moralische Reformation. Zwingli, dieser hervorragende Redner und intelligente Politiker, konnte die eigene und die allgemeine Empörung über die Reisläuferei für die Reformation nutzen.

Holenstein: Sie haben wieder mal eine monokausale Erklärung für ein riesiges Ereignis.

Somm: Monokausal? Ich habe nicht gesagt, Zwingli sei allein dafür verantwortlich. Aber ja: Die damaligen Schweizer waren nicht bloss Opfer der Geschichte.

Holenstein: Das sage ich ja gar nicht. Die Schweiz war ein cleverer Trittbrettfahrer der Weltgeschichte.

Somm: Das ist sehr einseitig. Warum immer so negativ? Die Schweiz hat manche Dinge richtig gemacht – andere nicht. Es ist eine Mischung von Glück und eigener Leistung.

Holenstein: Es ist aber eine Tatsache, dass man von bestimmten Konstellationen profitiert hat.

Somm: Aber es war auch mit Verzicht verbunden. Andere hätten sich nicht so bescheiden gegeben. Es brauchte Grösse, klein bleiben zu wollen.

Holenstein: Der Verzicht erfolgte mehr aus Einsicht in das eigene aussenpolitisch-diplomatische Unvermögen.

Somm: Schon wieder negativ! Ich habe Ihr Buch *Mitten in Europa* genau gelesen. Am Schluss verfassen Sie zwischen den Zeilen ein Plädoyer für den EU-Beitritt. Das scheint mir kein Zufall. Manchmal kommt es mir vor, als dürfte die Schweiz einfach nicht existieren – heute nicht mehr und vor 500 Jahren nicht.

Holenstein: Das steht nicht einmal zwischen den Zeilen in meinem Buch. Hingegen steht zum Beispiel drin, dass der europäische Integrationsprozess im Vergleich zum schweizerischen sehr friedfertig war.

Somm: Das müsste Ihnen doch zu denken geben. Ich kenne kaum einen Staat, der wie die EU auf dem Reissbrett entstanden ist.

Holenstein: Da müssen wir doch Augenmass walten lassen. Sie vergleichen 50 Jahre EU mit 500 Jahren Schweizer Geschichte!

Somm: Die Schweiz ist erfolgreich, weil sie eine eigenständige Politik gemacht hat, aber auch weil ihr Entscheidungen von aussen aufgedrängt wurden. Bei Ihnen ist Europa immer gut und entschlossen und die Schweiz immer böse und hilflos.

Holenstein: Hilflos war sie doch aber in der Tat! Schauen Sie die Jahre zwischen 1813 und 1815 an. Das war die wichtigste Phase für die Schweiz, das war der Beginn der Bundesstaatlichkeit. Das hätten doch die Kantone nie alleine zustande gebracht. Es brauchte dazu die Grossmächte.

Somm: Napoleon hätte nie nachgegeben, wenn die Schweizer sich nicht gegen die Zentralisierung gewehrt hätten.

Holenstein: Wir haben uns doch nicht gewehrt! Sondern die Kantone waren nicht imstande, eine gemeinsame Haltung zu entwickeln.

Somm: Und was ist mit dem Aufstand in Nidwalden, der von den Franzosen blutig niedergeschlagen wurde? Dort hat man sich gewehrt. Und das war Voraussetzung für die Mediation.

Holenstein: Der sogenannte Franzosenüberfall vom September 1798 hat mit der Mediation Bonapartes von 1803 nichts zu tun.

Somm: Die Zentralisierung durch die Helvetische Republik hat so viel Widerstand hervorgerufen, dass Napoleon die Nerven verlor und das Experiment der Einheitsrepublik aufgab. Beim Rheinbund hat er nicht nachgegeben. Die Schweizer waren anarchisch und mühsam.

Holenstein: Sie sagen, ich sei immer für Europa. Mir fällt auf, dass Sie immer «wir», «wir», «wir» sagen, wenn Sie die Schweiz meinen. Diese Sichtweise sollten wir endlich hinter uns lassen.

Somm: Ich muss das sagen, weil Sie es nie sagen... Haben wir alles richtig gemacht? Sicher nicht, aber unsere Vorfahren taten etwas, sie liessen nicht alles mit sich geschehen. Wie alle Länder nutzten wir unseren Spielraum. Frankreich zum Beispiel haben wir viel zu verdanken. Ohne Frankreich hätte die alte Eidgenossenschaft kaum überlebt.

Jüngste Publikationen der Gesprächspartner

André Holenstein: Mitten in Europa. Verflechtung und Abgrenzung in der Schweizer Geschichte. Verlag Hier + Jetzt 2014. Dort erscheint im Herbst 2015: André Holenstein, Georg von Erlach, Sarah Rindlisbacher (Hg.): Im Auge des Hurrikans. Eidgenössische Machteliten und der Dreissigjährige Krieg.

Markus Somm: Christoph Blocher – Der konservative Revolutionär (Stämpfli 2009); General Guisan – Widerstand nach Schweizerart (Stämpfli 2010). Im Sommer 2015 erscheint sein neues Buch über Mari gnano im Stämpfli-Verlag.

Holenstein: Es muss doch heute möglich sein, dass man diesen nationalgeschichtlichen Tunnelblick durchbricht und zeigt, wem es dieses Land zu verdanken hat, dass es so weit gekommen ist. Ich bin ja auch stolz auf diese Schweiz, aber wir können doch nicht so tun, als wären die Schweizer primär die Handelnden gewesen. Das stimmt einfach nicht. Sie waren immer von äusseren, transnationalen Konstellationen abhängig. |G|